

Zwanzig Dehmelsche Gedichte

Richard Dehmel, Wilhelm Schäfer



Zwanzig Dehmelsche Gedichte

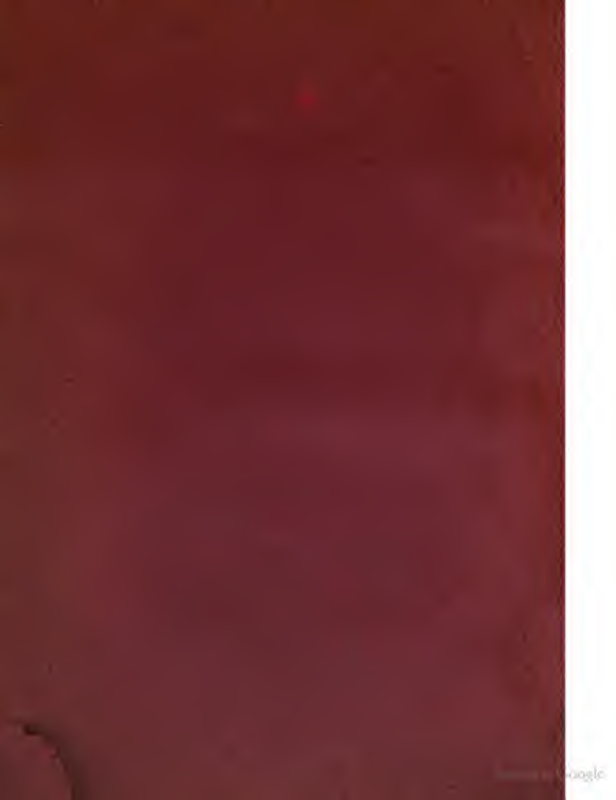
mit einem Geleitbrief

von Wilhelm Schäfer

und dem Bilde des Dichters



Schuster & Loeffler Berlin 1897



Zwanzig Dehmelsche Gedichte

mit einem Geleitbrief

von Wilhelm Schäfer

und dem Bilde des Dichters

Schuster & Loeffler  Berlin 1897

An meinen Freund
den deutschen Michel.

Lieber Freund!

Wenn Du jemanden nicht verstehst, so kann das an seinen Gedanken liegen, oder an seiner Dir fremden Sprache, oder endlich an seiner unvollkommenen Art, die eigene Sprache zu reden.

Und wenn Du mir schreibst, Richard Dehmel sei Dir unverständlich, so wird es wohl am besten sein, wir betrachten diesen Dichter einmal gesondert: erst als Inhaber seiner Gedanken, d. h. als Menschen, dann als Entdecker seiner Dir fremden Sprache, d. h. als Schöpfer, und endlich als Bildner dieser Sprache, d. h. als Künstler.

So knacken wir zwar statt einer großen Nuß drei kleine nacheinander; aber vielleicht ist das unsern Kinnbacken lieber.

Also, mein Freund:

I. Der Mensch.

Was Dir den Menschen Dehmel fremd macht, hast Du mir selber geschrieben. Er scheint Dir im Gefühl erkältet für alles Menschliche, im Geist allen verneinenden Mächten des Lebens zugewandt, in seinen Trieben zügellos, in seiner Sinnlichkeit überreizt, alles in allem: gewissenlos und kulturfeindlich.

Das ist eine stattliche Reihe von Einwänden. Aber wir wollen sie einzeln prüfen, jeden nach seinem Gewicht. Fangen wir einmal bei dem letzten, dem Haupteinwand an: alles in allem gewissenlos und kulturfeindlich.

Was nennst Du Deine Kultur?

„Die Ideale, von denen gegenwärtig die Menschheit bewegt wird."

Gut. Und da muß ich Deinem Urteil über Dehmel vorerst Recht geben: er scheint in der That kein Gewissen zu haben für das meiste, was die Menschen unsrer Zeit bewegt. Der Gottesglaube der großen Mehrheit findet so wenig einen

Fürsprecher in ihm, wie die Vernunftvergötzung einer kleinen Minderheit. Die Selbstanbetung anarchistischer Schwarmgeister belächelt er; doch auch der „alles beherrschende" soziale Gedanke hat ihn weder zum Anwalt noch zum Verkläger. Keine einzelne Geistesrichtung kann ihn als Anhänger brauchen, weil er für keines ihrer Ideale ein Gewissen hat.

Aber mein Freund, wie stand es doch mit Goethe? Hat er nicht die französische Revolution ebenso kühl betrachtet wie die deutschen Freiheitskriege? Hat er nicht für das meiste, was seine Zeitgenossen bewegte, sein Gewissen verschlossen? — Und trotzdem als größte Kulturmacht jener Zeit noch heute in uns wirkend! Endlich in uns wirkend! Wie löst sich dieses Rätsel?

Wie anders als durch das Kulturgewissen, das in diesem einzigen Menschen steckte. Weil er sich als Werkzeug der Kultur den Blick ins Ganze bewahren mußte, wo Andre am Einzelnen sich berauschten, weil er den Freiheitstaumel und die vaterländische Begeisterung seiner Zeit nur als Kulturfaktoren wägte, als Wirkungen und Gegenwirkungen jener Macht, deren Gewissen er in sich fühlte: darum stand er fest und ruhig, wo alles rastlos stürmte, wenn er auch noch so vielen Heißköpfen gewissenlos und kulturfeindlich schien. Denn auch ihm ist das ausgiebig vorgeworfen worden.

Soll ichs noch sagen, daß, wie für den Dichter überhaupt, so auch für Dehmel dies Kulturgewissen — das Wort ist übrigens von Dehmel selber geprägt — der be-

herrschende natürliche Wille jeder Äußerung ist. Wir werden alles daraus verstehen: den Menschen, den Schöpfer und den Künstler.

*

Wer wie er den Entwicklungswillen seiner Zeit belauscht, der wird den augenblicklichen, den scheinbaren Zielen dieses Willens fremd sein, aber dem Willen selber wird er näher stehen als alle, denen „sein Gefühl erkältet scheint für alles Menschliche."

Wer am Ufer steht und fühlt, wie all dies Hin und Wider nur dem Leben dient, das Lebensfeindliche so gut wie das freundliche, dem wärs ein Verbrechen, wenn er sich selber in den Lebenswirbel zurückstürzen, wenn er zum Spielball der einzelnen Welle werden wollte. Denn erst dadurch, daß er sie vom festen Ufer aus und nur soweit betrachtet, als sie ihren Wert und ihre Art vom Ganzen aus empfängt, wird er das Wesen der einzelnen Welle richtig erfassen können, besser als alle schaumseligen Schwimmer.

Fassen wir einmal die Welle ins Auge, die zur Zeit die größte scheint: die sogenannte soziale Bewegung. Sie giebt Dehmel weder Stoff zur Begeisterung noch zur Entrüstung, aber sie zieht seinen Blick auf ihren Grund und zeigt ihm, was da wirksam ist an Menschheitsmächten. „Der Arbeitsmann" (Nr. 18) offenbart ihm den mächtigen Trieb zum Glauben, der immer einen Haken findet, daran er seine

Hoffnung hängt, seis nun im Himmel oder auf Erden: „nur Zeit!“ — Und das Ziel der ganzen Bewegung, die Ernte der Erdengüter für alle Menschen, wird ihm zum Sinnbild aller Ernte, der großen Menschheits-Notdurft und -Befriedigung überhaupt. (Nr. 19). Er will nicht hemmen noch vorwärts zerren. Er ist eins mit der Allmacht: „Mahle, Mühle, mahle!“

Und willst Du nicht im Bilde, sondern mit kahlen Worten vernehmen, wie Dehmel das soziale Dasein anschaut, so lies, was er auf eine französische Rundfrage über die „beste Grundlage des allgemeinen Wohls“ erwidert hat: „Es giebt keine beste Grundlage des allgemeinen Wohls, solange nicht alle Menschen im Einvernehmen über Freiheit und Ordnung sind. Jede Regelung des öffentlichen Wesens, mag sie durch Volksgewalt oder durch Einzelgewalt geschaffen werden, schafft zugleich ein neues, stetig wachsendes Bedürfnis nach ursprünglicher Entwickelung; und umgekehrt! Keine Form kann Wachstum verhindern, und andrerseits: jedes Wachstum strebt nach Form. Der Künstler, als vorzugsweise ursprünglicher Mensch, wird naturgemäß auch den ursprünglichen Trieben der Gesamtheit zuneigen, d. h. inmitten übermäßiger Ordnung dem Triebe nach Befreiung, aber inmitten maßloser Freiheit dem ebenso ursprünglichen Triebe nach einer Ordnung des Gemeinwesens. Soweit dem Künstler überhaupt ein allgemeines Wohl vorstellbar ist.“

Und wie bei der größten, so ist bei allen andern Wellen

unsrer Zeit sein Blick auf das Bleibende gerichtet. Dein Deutschtum z. B., lieber Freund, ist noch so unsicher, daß eine „Judenfrage" Dir Furcht erregt. Dehmel sieht nur die Zuckungen eines hinsterbenden Wandervolkes, wenn er für den letzten seiner Großen, für Heinrich Heine, ein Denkmal bauen will. (Nr. 16). Und sein Blick ist voll Freude, wo Du Dich ängstigst. Er hat dem Ahasver ins Herz geschaut und weiß, welch Glück er grade Dir, mein lieber Michel, seinem Erlöser, mit seinem Untergang bringen wird.

Und auch, wenn sein Ohr ins Dunkel der Vergangenheit horcht, ist es immer der Pulsschlag der Ewigkeit, worauf er lauscht. In „Anno Domini 1812" (Nr. 17) kommt er uns weder als Verehrer noch gar als Richter des großen Napoleon, nur mit der göttlichen Wahrheit, daß der selbstisch entflammte Machtrausch zerstiebt vor der Urmacht, die in der Liebe eines Volkes zu seiner Heimat lebt.

*

Wer aber so gezwungen ist, den Trieben der Menschheit zu lauschen, einfach als Wegebahner, nicht als Zielprediger: der wird nicht mehr unbescheiden genug sein zur Menschenverbesserung im Stile begeisterter Zeitapostel. Er wird nur *eine* Menschenverbesserung kennen: *seine eigene*. Hier freilich zwingt die Kultur ihr Werkzeug, all seine Anlagen zu entwickeln. Aber im Richtungssinne darf er auch hier nur auf eine lauschen: auf den ureigenen Entwicklungswillen.

Für all seine Entschlüsse muß der starke Drang in ihm leben, auf das zu horchen, was in ihm spricht, ehe Gewöhnung und Brauch ihr Wörtlein sprechen.

Freilich wird er dadurch dem Gewohnheitsmenschen nicht selten als ein Geist erscheinen, der „allen verneinenden Kräften des Lebens zugewandt ist"; denn was er in sich erlauscht, kann nicht immer das sein, was durch den Brauch geheiligt als gut und recht und lebenserhaltend gilt. Sein Kulturgewissen zwingt ihn, alles zu durchhorchen, das Gute wie das Schlimme; denn erst, wenn alle Willen in ihm entfesselt sind, wird er den stärksten unter ihnen, seinen Entwicklungswillen, erkennen können. Ob der nun zum Leben oder gegen das Leben treibt, das ist nicht seine Sache, darüber befindet das Leben selber. Er darf und kann nichts andres thun, als diesen Willen in sich feststellen. Und wenn er dadurch selbst sich richten sollte!

In Dehmel ist der Drang zur Selbstbehorchung mächtig gewesen bis zum Fanatismus. Aber keinen Vernichtungswillen hat er in sich erlauscht, sondern das Leben in seiner ganzen Machtvollkommenheit. Wie der Wille zur Kultur der oberste Beherrscher seiner geistigen Triebe, so ist die unerschöpfliche Liebe zum Leben der Grundzug seiner Sinnlichkeit; ihm ist Kultur der Einklang zwischen Menschheit und Natur. Und das ist sein befruchtender Zukunftswert in unsrer Zeit der Müdigkeit und des Sterbens; denn seine Freude am Leben ist nicht die eines Kindes, das ahnungslos auf bunter Wiese

spielt und uns nur wehmütig macht, sondern die eines Mannes, der in den Abgründen tiefe Schatten aber auch köstliche Keime fand. Und nach solcher Freude hungert die Gegenwart, wo der Blick in alle Tiefen gerät und schaudernd zurückweicht oder selbstquälerisch verweilt.

„Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben!" ruft uns Dehmel in seinem Trinklied zu, das zugleich sein machtvoll lachendes Lebenslied ist. (Nr. 15).

„Trinkt! Wir schweben
über dem Leben, an dem wir kleben.
Hoch!"

*

Dir freilich, lieber Michel, schien er zügellos, wenn er alle Triebe in sich entfesselte, und Du sahst nicht, daß er nur die Kraft der Zügel erprobte. Weil sein Kulturgewissen ihn gelehrt hatte, daß keiner wahrhaft frei ist, der seine bösen Mächte in sich eingekerkert hält, sondern nur, wer all seine Triebe im Ringkampf aneinander gemessen hat: darum mußte er sie alle frei geben. Und er durfte es, weil er von Anfang seiner Zügelkraft sicher war, weil eine starke Zucht in ihm aufbegehrte, die zur freien Herrschaft über sich kommen wollte. Für diese Selbstzucht war sein innerstes Leben so gut ein Stück behorchte Natur wie irgend eine Landschaft auch. Und grade in den trotzigsten seiner Auflehnungslieder wirst Du die

bändigende Hand am machtvollsten fühlen. Lies nur einmal daraufhin das „Lied an meinen Sohn“ (Nr. 11) oder gar den Sturmgesang der „Harfe“ (Nr. 10).

*

Und nun zuguterletzt noch seine „überreizte“ Sinnlichkeit. Du wirst es nun schon selber fühlen, daß ihn hier der gleiche Wille zwang, auch die Liebe in ihren trübsten Tiefen zu belauschen. Und wenn sich seine Seele hier fester verhakte und länger verweilte, so wars doch auch der stärkste aller Triebe, der eigentliche Trieb zum Leben, zum Fortleben selber, in den er horchte. Die „Verwandlungen der Venus“ wie das ganze Buch „Aber die Liebe“ sind nichts als Zeugen für diese tiefnatürliche Horcherleidenschaft des Menschen, hinter der ein mächtiger Lebenswille und ein starkes Veredlungsgewissen wirksam sind.

Freilich, in Gedichten wie „Toilette“ (Nr. 6) und auch in „Entladung“ (Nr. 9) hörst Du wohl bloß den Schrei der Natur gegen menschliche Mißkultur. Aber schon in „Enthüllung“ (Nr. 13), wo der Herr seine Herrin findet, und in „Unsre Stunde“ (Nr. 8), wo er sie suchte und nur eine Schwester fand, offenbaren sich Dir unendlich tiefere Töne des Einklangs zwischen Mensch und Natur.

Und in „Eines Tages“ (Nr. 14) erfährt die Vereinigung zwischen Mann und Weib solch eine Heiligung, daß Deine-

Redensart von der überreizten Sinnlichkeit sich beschämt verkriechen müßte. Wie hier endlich zwei Menschen ineinander aufgehn in hüllenloser Nacktheit und Reinheit: das ist eine wahrhaft göttliche Verklärung des tierischen Triebes.

Laß uns den Tag einmal kurz miterleben! Er wird Dir mehr einbringen als „Zaubermusik", wie du schriebst. Wenn Du Dich nur versenken willst in das Glück der liebenden Seelen, wie sie sich gegenseitig umspinnen mit dem Gold ihrer schmückenden Träume! Wenn Du nur einmal dem Gottrausch der großen Liebe lauschen willst, die den Geliebten auf alle Throne träumt, um sich, die Wiedergeliebte, groß und herrlich zu fühlen, die am Morgen den Himmelsdeuter, am Mittag den Erdenhelden, am Abend den Priester der Ewigkeit und in der Nacht nur noch den Menschen liebt.

„Auf, mein schwarzer Zaubrer, auf!"

So weckt sie den Geliebten am Morgen; denn —

„heute Mittag muß die Erde
sich entzücken am Geschnauf
deiner wilden Siegespferde."

Sie will ihn siegen sehn vor allem Volk. Er soll der Größte unter allen sein, er, den sie liebt und der sie liebt.

Zwar ihn „verstört das Marktgepränge", wo die Erze der Trompeten dröhnen, wo selbst die Sonne verstaubt ins lärmende Gedränge blickt. Und fast verächtlich erwidert er:

„Laß uns träumen, Zauberin!"
„Nimm den ganzen Himmel hin" —

den Himmel meiner Träume.

Aber als der Mittag kommt, hat er doch gekämpft nach ihrem Willen und ist Sieger geworden; auf dem Markte spielt er jetzt mit dem besiegten Volk.

„Wirf sie weg, die blanken Bälle"

bittet sie nun, die ihn nur siegen sehn wollte; sie kann noch nicht begreifen, was ihn inzwischen bestimmt hat, sich mit der Menge abzugeben. Wie er am Morgen Träumer des Himmelreiches war, nicht aus der Sehnsucht des Weibes nach einem selbstischen Ziel, sondern aus dem Drange des Mannes zur ganzen Welt: so hat er jetzt auch um das Erdreich gekämpft, nur um seine Kraft zu bethätigen und Andern mitzuteilen:

„Königin, du störst mein Spiel!" —

Doch wieder folgt er ihrem Wunsch: „führe mich an eine Quelle!" Und als der Abend naht, ist er kein Krieger und Sieger mehr: weitab vom Kampfgedränge mit ihr in der Einsamkeit, auf der Pilgerschaft zum Dritten Reich, dem Reich der Ewigkeit. Und jetzt ahnt das Weib das Wesen der Männlichkeit und so zugleich das Wesen ihrer eigenen Macht. „Ja, mein Pilger: spiele! träume!" lockt und schmeichelt sie.

Aber nun kommt ihm das Mannesbangen. Er sieht die großen Schlangen des Paradieses hangen, nicht des erträumten

mehr, sondern des wirklich nahenden. Kein Traum, kein Spiel, kein üppiger Schein kann ihn mehr reizen, ins keusche Heiligtum des Lebens will er mit ihr dringen, das innerste Eine in all den Verkleidungen fühlen; nichts Fremdes soll mehr zwischen ihnen sein.

„Laß uns wachen, Pilgerin!“ —

Und endlich in der Nacht, als sie gar nichts mehr in ihn hineintäuschen, als sie sich selber nicht mehr schmücken will mit seiner Macht und Herrlichkeit, als selbst das Heiligtum der Keuschheit ihr nur wie Blendwerk erscheint, sodaß sie alle Gewänder von sich wirft und weint in nackter Sehnsucht: da wird auch in dem Manne der Mensch frei, der nur noch Vater eines neuen Menschen werden, ihr und sein reinstes Wesen vereint verewigen will. Was am Morgen nur tierische Wollust gewesen wäre: jetzt, nach dieser gemeinsamen Wallfahrt der Seelen zueinander, wird es zur Seligkeit, zum Gottesdienst.

„O nun darf ich mich dir beugen!“

„O du Meine, nimm mich hin!“ —

Das ist die Dichtung „Eines Tages“, die sich in manchen Seelen auch schon heutigen Tages erfüllt und seit Urtagen erfüllt hat. Denn — wie die Schrift sagt — tausend Jahre sind vor Dir wie ein Tag und eine Nachtwache, die gestern vergangen sind.

Ja, mein Freund, das ist etwas anderes als überreizte Sinnlichkeit; das ist — wie Dehmel in dem Leitspruch zu

„Weib und Welt" es ausdrückt — das „weise Wesen der großen Liebe." Und wenn Du noch einen Beweis haben willst, wie tief und schön in diesem Menschen das Mysterium der Liebe erklingt, dann lies die sieben kurzen Zeilen „Geheimnis" (No. 12). Wie in die dunkle Bergschlucht das stille klare Licht des Mondes, so kehrt in die Sturmseele des Menschen die Liebe zurück. Und urgewaltig wie der Gesang des stürzenden Wasserfalles ergreift ihn das ewige Geheimnis: Ob das geliebte Wesen in höchster Wonne oder in tiefstem Schmerz erschauert, für die liebende Seele ist es Glück — das allumfassende Glück des Mitgefühls.

*

Was Dehmel davor bewahrte, an überreizter Sinnlichkeit zugrunde zu gehen, das fühlst Du mächtig aus diesen Gedichten: sein Wille zur Schönheit.

Und damit haben wir eigentlich erst den Kern seiner Natur. Seine gewaltige Horcherleidenschaft steht im Dienste des einen starken Willens, seine Persönlichkeit als schöne Erscheinung zu vollenden. Wie er in „Jesus der Künstler" (Aber die Liebe) es ausspricht:

„— so wandeln wir in Klarheit
und wissen aller Sehnsucht Sinn und Ziel:
in Unsrer Schönheit haben wir die Wahrheit,
zur Freude reif, und frei zum kühnen Spiel."

Und dadurch erst wird das zur Wohlthat, was sonst Ge-

fahr sein könnte. Und ich glaube, lieber Michel, daß wir jetzt an dem Punkte sind, wo wir uns gegenseitig begreifen. Du hast nur die Gefahr in Dehmels Wesen gespürt, ohne diesen gewaltigen Trieb zur Schönheit zu erkennen. So ist Dir der ganze Mensch als gefährlich für unsre Kultur erschienen.

Und allerdings war die Gefahr auch wirklich eine Zeitlang anzunehmen, solange eben Dehmel noch seine Häßlichkeiten frei schalten ließ, um seinen Trieb zur Schönheit ganz auf seine Kraft hin zu prüfen. Freilich nur eine Gefahr für ihn, den Dichter allein; denn wenn in einem Volke der Trieb zur Schönheit mächtig ist, wird es allen zerstörenden und zerstreuenden Mächten der Einzelnen gewachsen sein.

*

Um diese Gefahr und auch ihre Überwindung klar zu sehen, ist es wohl gut, einmal den Werdegang des Dichters zu betrachten.

Solange sein Ohr noch nicht vollkommen geschärft war und solange sich ihm die Lebensfragen hauptsächlich noch an menschliche Einrichtungen klammerten, konnte der Horcher zu einer Antwort kommen, durch die er sich halbwegs erlöste. Darum scheint Dir auch noch heute sein erstes Buch „Erlösungen" das „gesundeste", das „klarste", das „reinste" seiner Bücher — oder wie Du Dich ausdrücktest.

Aber schon in den „Erlösungen" gärt ein schwerer Bodensatz. Wo sein Suchen ganz an die Natur selber gekommen

war, da war das Trübe geblieben. Und die Liebe war das Trübste. Sie ließ ihn nicht. Er wollte auch hier eine Antwort haben. Und jetzt erst lernte sein Ohr ins Tiefste horchen. Jetzt erst entdeckte der Mensch die gefährlichen, raubgierigen Kräfte, die unten im Dunkel wirken. Und jetzt erst begann die Gefahr.

Wer es nicht gelernt hat, selber in sich zu lauschen, dem wird dieses ganze wetterleuchtende, schwüle Buch „Aber die Liebe“ nur eine unendliche Unverständlichkeit sein. Aber lebendigen Augen und Ohren wird es immer ein „Menschenbuch“ bleiben: das Buch der furchtbaren tierischen Menschheitsgefahr.

Die „Verwandlungen der Venus“ hatten das Trübe klarer gemacht. Und der Zweifel, der dadurch in den Menschen kam, schlug auf alle früheren Antworten zurück. So wurden seinem geschärften Auge und Ohr die „Erlösungen“ zu Bethörungen.

Aber — wenn die Not am höchsten, ist Gott am nächsten; denn erst die höchste Not weckt auch die tiefsten Gegenkräfte. Aus der Gefahr erwuchs die Befreiung von ihr: der Trieb zur Schönheit war stark geworden. Durch ihn wurde der Geist bescheiden vor der Natur und begann sich aus allen Rätselfragen in sich selbst zurückzuziehen;

„denn das Leben hat kein Gehirn,
verwirrt dir höchstens dein Gehirn.“

Aus dieser Bescheidung wurden die „Lebensblätter“. Der Titel ist vieldeutig — wie das Leben selbst. Sind es

nur Blätter aus dem Lebensbuch des Dichters, oder vom Baum des ewigen, großen Lebens? Wollte der Dichter sagen, daß kein Einzelner diesen Baum mit Wurzel, Stamm und Gipfel umspannen, nur ein paar Blätter davon pflücken kann? Er überläßt uns die Antwort. Aber wie dem naturkundigen Auge aus jedem Eichenblättchen ein Bild der ganzen Eiche aufsteigt, und zugleich ein Bild des Wachstums überhaupt: so aus diesen Lebensblättern eines Einzelgeistes der lebendige Weltgeist. Denn eben wie in Dehmels Lebensblättern ein männlicher Geist sich ohne Überhebung mit Weib und Tierheit, Welt und Gottheit, Kind und Menschheit auseinander setzt: das erschöpft zwar all dies ewig Unerschöpfliche nicht, aber es giebt uns einen ganzen Menschen im Verhältnis zur ganzen Welt, also eine ganze Weltanschauung.

Für feine Ohren ist es eine Notwendigkeit, daß Dehmel grade nach den Lebensblättern sein Drama „Der Mitmensch" schrieb. Erst nachdem er in dieser Dichtung mit festen Griffen einmal gründlich die sogenannten Lebensfragen angepackt und — rückschauend auf sich selber — Glauben und Zweifel, Macht und Ohnmacht, Glück und Unglück als gegenseitige Helfershelfer im Kampf ums Dasein entlarvt hatte, durfte er sich der völlig reinen Weltanschauung sicher fühlen, die sein letztes Buch uns mitteilt.

Denn als nun die Liebe wieder zu ihm kam, suchte er nicht mehr nach Wahrheit in ihr; alles Erleben ist ja Wahrheit. Sondern er nahm sie hin als Schönheit, und da

offenbarte sich ihm das „weise Wesen“ — nicht bloß der „großen Liebe“, sondern auch „verliebter Thorheit“. Und mit dem Rätsel Weib war ihm auch das Rätsel Welt gelöst: die große Einheit der Gegensätze, der sinnlichen wie sittlichen. Er wollte sie nicht mehr einspinnen in brüchige Gedankenfäden, er wollte sie nur noch als ein Kunstwerk des Schicksals fühlen, dem die menschliche Seele ebenso untergeordnet wie überlegen ist.

So entstand „Weib und Welt“ — ein Buch, in dem der Teufel gar nicht so sehr die erste Geige spielt, wie das Titelbild den flüchtigen Betrachter glauben macht. Er giebt nur die Begleitung zu dem hellen Engelsgesang aus Kindermund und den Naturlauten des Singvögelchens. Gedichte wie „Die stille Stadt“ (Nr. 1) und „Maiwunder“ (Nr. 2) bilden viel eigentlicher den Grundton des Buches, als das Sturmgewitter des stofflichen Inhaltes ahnen läßt.

Überhaupt hätten Dehmels Kinderlieder, die gar nicht so „dreisüß“ sind, wie sie Dir scheinen mögen — achte nur einmal auf die fröhliche Ironie in „Fitzebutze“ (Nr. 3) — Dir schon lange sagen können, welche Fülle von reiner Natürlichkeit in diesem Manne steckt, und wie allzubange es war, eine kulturfeindliche Macht in ihm zu fürchten.

* *

II. Der Schöpfer oder Dichter.

Ich glaube, lieber Freund, Du wirst allmählich erkannt haben, daß der Mensch Dehmel gar nicht so sehr sich zur Liebe lebt, wie es Dir schien, sondern daß ihn sein Kulturgewissen grade mit dem ganzen Leben verknüpft, in der Pflicht zur Schönheit des Alls.

Freilich wird ein Mensch mit solchem Gewissen Deinem Verstande immer fremd bleiben; denn dies Gewissen ist ihm keine Last, sondern eine Lust. Aber Du wirst Dich zu ihm erziehen, wie Du Dich zu allen echten Naturmächten erziehst. Das Menschenrätsel wird Dich nicht lassen, bis Du die Lösung, wenn auch nicht begreifen, so doch ahnen und fühlen kannst.

Und Du wirst auch seine Sprache lernen. Du wirst aus den Worten, die Dir jetzt — wie Dehmel spottet — „so kalt, so gläsern klingen," die Hitze fühlen lernen. Du wirst dahinter kommen, daß in den blanken Bällen seiner spielenden Kunst,

„weiß man sie nur recht zu drehen
und das wird man bald verstehen,"

das ganze bunte All sich spiegelt.

Nun meinst Du, der Mensch würde leichter zu erfassen sein, wenn er D e i n e Sprache redete.

Aber, lieber Freund, es steht geschrieben: „Niemand fasset Most in alte Schläuche.“ Auch seine Sprache ist ein Stück von dem Wesen des naiven Menschen, und hier so gut wie sonst zwingt ihn die Natur, auf das zu horchen, was in ihr zur Entfaltung drängt; denn auch die Sprache hat ihren Entwicklungswillen.

Der Lyriker will in seinen Worten das eigene Ich- und Weltgefühl so klingen lassen, daß es auch in Andern wiederklingt. Und was soll nun der Mensch Dehmel, dessen Ohr den verborgensten Offenbarungen in sich lauscht, mit einer lyrischen Sprache, die in schönen Worten v o n ihren Gefühlen redet oder sich mit ihren Gedanken brüstet? Sie ist ihm, wie dem Krieger ein hölzernes Schwert. Sie ist ihm noch weniger; denn die Tiefen seiner Seelenregungen sind ihm zu gut bekannt, als daß ers wagen dürfte, leichtsinnig mit jener Sprache darüber hinweg zu reden. Und sein Kulturgewissen legt ihm zu viel Ehrfurcht auf vor der Heiligkeit aller Naturlaute in sich, als daß er sie frech übertönen dürfte mit gewohntem Singsang.

Er muß sich jener Sprache begeben; er muß gleichsam die Gefühle selber sprechen lassen. Wenn er ü b e r sie r e d e t e, mit Wohlgefallen oder erheucheltem Abscheu: wärs Schamlosigkeit. Indem der Dichter aber gleichsam vor den eigenen Offenbarungen sich selber vergißt und nichts vermag, als

ihre Naturlaute nachzusprechen, wird die Preisgebung seines Innersten geheiligt zum Gottesdienst. Das ist nicht mehr der eitle Mensch, der sein Herz auskramt, um gefühlvoll zu scheinen: das ist der Diener in der Pflicht zur Kultur, der getrieben durch sein Ursprünglichstes, in sich selber die Natur erlauscht und neue Kraft in die Welt setzt.

So wird er uns fürs erste mit Notwendigkeit fremd und unverständlich scheinen; denn wir haben so viel über unsre Gefühle reden gehört, daß wir nur noch die schönen Reden kennen, aber nicht die Gefühle selber. Vielleicht wird Dir das erst ganz klar, wenn Du einmal mit Dehmels Sprache vertraut bist. Du wirst Dich dann wundern, wie wenig sogenannte Lyrik, alte wie neue, Du noch ertragen kannst.

*

Man hat vor Jahren viel Aufhebens gemacht von einer Richtung in der Kunst, die man die naturalistische taufte. Aber dieser Wort-Naturalismus war nur das lehrhafte Vorspiel zu der wirklich natürlichen, von innen aus natürlichen Kunst, nicht diese selber. Man blieb, genau so wie die „Epigonenkunst“, in der formalen Methode stecken und suchte nur um ihretwillen neue Stoffe. Aber grade das, was man den Epigonen vorwarf, die Flucht vor den „großen“ Fragen der „Jetztzeit“, grade das war ein Vorzug, ja der einzige Vorzug dieser Nichtdichter. Ihre Armut war der

Mangel an jeder Naturbehorchung, jeder Offenbarung. Da rang nicht ein Dichter mit dem Unbewußten in sich, da übertrug ein von Haus aus nachahmerischer Geist die erlernten Schönheitsmittel auf andere „noch nicht bearbeitete“ Stoffe. Darin lag ihre zeitweilige Wirkung auf die Massen, aber auch ihre Belanglosigkeit.

Dieser Halbkunst gegenüber hatte der Naturalismus das Verdienst, daß er die Sinne schärfte für den natürlichen Außenschein der Form. Daß er aber im Grunde auch nicht über den Geist der Nachahmung hinauskam, daß er die stofflichen Motive nicht aus sich selbst heraus die neue Form gebären ließ, daß er das Neue in der Zeit nicht zum lebendigen Sinnbild ewig menschlicher Gefühlsgesetze zu gestalten vermochte: das war die Unzulänglichkeit seines Wesens.

Erst in Dehmel hat sich diese neue Rückkehr zur Natur der Menschheit angebahnt. Das vor allem Übrigen ist seine schöpferische That. Und es ist kein Einwand gegen diese That, daß sie für Dich zunächst noch unverständlich war. Wenn die Geheimnisse der Natur, in uns wie außer uns, so einfach zu erfassen wären, brauchten wir nicht Jahrtausendelang den einfachsten Wahrheiten nachzuspüren.

*

Nun wirst Du mir freilich sagen, daß Dir das schöne und bewußte Reden über die Gefühle immer noch eher Kunst zu sein scheint, als das unklare Nachstammeln aller mög-

lichen Seelenregungen. Aber Du vergißt, daß der Dichter wie für die Außenwelt so auch für sein Inneres das Ohr der Ewigkeit hat. Nicht den tollen Wirrwarr der Gefühle und Gedanken erlauscht er, sondern die Grundklänge, das Einfache und Bleibende darin. Sieh Dir daraufhin zwei tiefst erhorchte Gedichte Dehmels an: „Aus banger Brust" (Nr. 7) und „Nacht für Nacht" (Nr. 20), die beide das Aufgehn in der Welt darstellen, das eine im Zustand erregtester Wachheit und Sehnsucht, das andre im Augenblick ermatteten Einschlafens.

Zwar kann der Dichter grade hier irren, mehr als sonstwo. Aber das ist ja eben sein ureigenstes Wesen, daß er hier nicht irrt, daß in seinem Naturgefühl das emporklingt, was in der tollen Flut das Ewige ist. Und daß in Dehmel diese dichterische Klarheit wirklich lebt, dafür bürgt uns ein untrügliches Kennzeichen: der vollkommene Friede zwischen Geist und Seele in ihm, selbst inmitten seiner schmerzlichsten Ekstasen.

Wir alle kommen daher, wo dieser Friede nicht gefunden war, wo die Seele immer wieder von den scharfen Fängen des Geistes aus ihren Traumgefilden zurückgerissen wird. Und darum mag es wohl sein, daß ein Gedicht wie „Befreit" (Nr. 4) uns anfangs sonderbar anmutet. Ein Mann nimmt Abschied von seiner sterbenden Frau und weiß doch nichts als immer das eine Wort: „o Glück!" Aber eben daraus geht Dir dann die Grundnatürlichkeit des Dichters auf. Der

Tod ist nicht nur mit der Schärfe des Geistes, sondern ebenso klar auch mit der Kraft der Seele begriffen, d. h. überwunden. Der Mensch ist mit dem Weltall so in Einklang, daß ihn wohl etwas neu und anders erschüttern kann zu Schmerz oder Lust, daß aber nichts ihn umzuwerfen imstande ist.

Denn nur der vermag sich sicher zu fühlen in der Welt, der in sich selber sicher ist. Und diese Sicherheit ruht nicht in der Obmacht irgend einer besonderen Kraft, sondern im Gleichgewicht der Kräfte alle, in die wir armen Begriffe-klauber die eine große Grundkraft zerlegen. Dieses Gleich-gewicht ist die Größe des Menschen und seine Mitteilung die Größe des Dichters.

* *

III. Der Künstler.

Du hast nun, lieber Freund, die schöpferische Kraft in Dehmel aus seinem menschlichen Wesen würdigen lernen; und Schöpferkraft ist gleichbedeutend mit Dichterschaft. Aber der größte Schöpfer im größten Menschen würde kein ganzes Kunstwerk erzeugen können, wenn in ihm der Künstler fehlte oder unvollkommen wäre.

Wie der Dichter vor der Natur des Menschen, muß der Künstler vor den Offenbarungen des Dichters stehen mit wachsamer Ehrfurcht und Keuschheit. Auch er muß gelernt haben, auf den Entwicklungswillen zu horchen. Denn wenn er nicht auseinander fühlt, was als urgeboren aufsteigt und was Gedächtnis und Verstand hinzufügen, wird er zum Mörder des Dichters.

Und auch hier zeigt sich die Ganzheit in der Erscheinung Dehmel. Dem Menschen und Schöpfer ist der Künstler ebenbürtig. Der Künstler, der es nicht wagt, der nackten Schlichtheit eines Gedichtes wie „Geheimnis“ (Nr. 12) auch nur ein Wort hinzuzufügen, trotzdem grade hier der oberflächliche Leser fast bei jeder Zeile nach Ergänzung verlangen wird;

denn der liebt im Grunde die Schamlosigkeit der geschwätzigen Breite. Durch jeden Zusatz müßte der Künstler fürchten, die Seele des Dichters zu verletzen und gleichgestimmte Seelen zu befremden. Das schönste Weib, das ohne Selbstgefühl sich jedem Blick preisgeben wollte, würde nicht eine Seele mit dauerndem Glück erfüllen. Die Ehrfurcht vor der eigenen Schönheit ist auch ihre Scham.

Aber grade in dieser Ehrfurcht liegt eine neue Gefahr. Auch dann ist der Schöpfer verloren, wenn nur die Treue für sein Gebilde in dem Künstler lebt, die hinnehmende wahllose Treue. Er muß ein Ohr dafür haben, was in der Seele des Dichters ganz mit dem Geiste des Menschen übereinstimmt, und nur das darf er herausheben und gestalten. Für alles andre muß er ein Scharfrichtermesser haben, bis Unbewußtes und Bewußtsein sich decken.

Erst dies Scharfrichtermesser kennzeichnet den vollkommenen Künstler. Fast alle Modernen haben in seinem Gebrauch gesündigt durch ein Zuwenig — und auch Dehmel sündigt dann und wann, nur ists bei ihm ein Zuviel. Aber so erhalten wir wenigstens ein kraftgedrungenes Gebilde. Kein Teil darin, der nur um seinetwillen ein schönes Scheinleben führt; alles lebt und strebt zum Ganzen. Jedem Einzelgedanken und -gefühl ist seine selbstbeschauliche Schwere genommen. Und eben das verleiht dem Gebilde die natürliche Gesetzmäßigkeit, die lebendige Leichtigkeit, die musikalische Harmonie — freilich auch die sogenannte Unverständlichkeit.

Denn nur wenig Menschen sind an den Reiz der Knappheit gewöhnt, und noch weniger an den Genuß eines Dichters, der seine Gedanken, seine Einfälle, seine Bilder, seine ganze reiche Phantasie, so für nichts zu achten scheint.

*

Und so liegt im Grunde die Unverständlichkeit Dehmels gar nicht an ihm, sondern an Dir selber. Anstatt nach dem Zusammenhange der Empfindungen und Vorstellungen zu suchen, die irgend einen Gedanken mit sich führen oder erzeugen, suchst Du grade umgekehrt nach irgend einem Grundgedanken, den Du mit Empfindung vorgetragen wissen willst. Du möchtest im Kunstwerk zugleich noch eine erklärende, womöglich gar belehrende Abhandlung finden. Du glaubst immer noch daran, daß die Vernunft eine Art Oberhoheit über Willen und Gefühle des Menschen ausübt, während die Natur uns immerfort beweist, daß all diese Bewußtseinsfaktoren nur verschiedene Äußerungsformen derselben unbewußten Grundkraft sind.

Wie unberechtigt Deine Forderung ist, wirst Du am ehesten einsehen, wenn wir einmal ein Dehmelsches Gedicht daraufhin untersuchen. Sagen wir „Venus Regina“ (Nr. 5). Die Überschrift klingt am meisten nach Gedanken („Herrscherin Liebe“) und zum Überfluß steht noch ein französisches Wörtlein als Leitspruch darüber: Tout est renaissance de l'Amour, mon âme! (Alles, liebe Seele, ist Neugeburt der Liebe.)

Wir lesen das Gedicht und sind enttäuscht. Ein Traum, nichts weiter. Eine Herrscherin ist gestorben. Der Fürst hat seine Gattin sehr geliebt und ist tief gebeugt. Sein Herz verlangt nach Licht. Aus dem Grabgewölbe geht er ins Freie. Aber da feiert man ein Frühlingsfest; und ihn drückt das schwere Krönungskleid. Er geht in die Einsamkeit des schattigen Waldes, bis zwei der singenden Mädchen ihn in den Jubel des Lebens zurücklocken.

Ein Erlebnis im Traum, nichts weiter. Aber hast Du nicht mit den Handlungen und Gefühlen auch Gedanken erlebt? Genau so, wie Du im Leben Deine Gedanken auch erlebst und gar nicht so „an sich" erdenkst, wie Du glaubst.

Aber was hast Du eigentlich erlebt? War es wirklich nur der Fürst und sein Gram? Bist Du nicht mit dem Dichter plötzlich selber zum Fürsten geworden? Hast Du nicht auch schon manches begraben, das Dir Dein Liebstes däuchte? Hast Du es nicht im Leben wiedergefunden? anders, in andern Gestalten, und doch im Grunde ebenso!

War es nicht am Ende mehr, als nur ein persönliches Erlebnis? Sind da nicht ewige Grundklänge angeschlagen? Das schwere herkömmliche Königskleid! Der Gram des vereinsamten Erdenkindes! Der Trost in übersinnlichen Weisen! Der laute Jubel des Lebens, wo alles wild die Flügel regt, und die Flucht des Grams vor ihm in die Einsamkeit der Natur! Die Sehnsucht ins Leben zurück! Die Befreiung

von dem schweren Kleide der Gewohnheit! Und die Flügel neuen Willens zu Lust und Schmerz!

Ist das nicht alles mehr, als Einzelerlebnis? Ist das nicht ein Abbild aller Trauer um ein überlebtes Lebensgut und ihrer Erlösung daraus?!

Der Schmerz um Totes ist schon die Lust zu neuem Leben. In der Trauer bewährt sich erst der Trieb zur Freude. Grade in der Einsamkeit erheben sich die Kräfte des Mitgefühls. Die Liebe zum Leben die ewige Fürstin!

Sind das nicht Gedanken? Und laufen nicht noch andre nebenher? Und klingen sie nicht alle an, ohne geschwätzig erörtert zu werden? Werden sie nicht alle wirklich erlebt, wie die Gedanken im Leben, wenn eine starke Stimmung Dich erfüllt!

Sei nur einmal ehrlich gegen Dich, und Du wirst auch ehrlich werden gegen dieses hohe Lied des Lebens, wie gegen Dehmels Lebenslieder überhaupt. Du wirst dann zu der Einsicht kommen, daß Goethe's Grundsatz: „bilde, Künstler, rede nicht!" noch nie so streng befolgt worden ist, strenger selbst als von dem alten Herrn Geheimrat selber, der sich recht oft mit seinen Meinungen über das Leben unnötig breit macht.

*

Und, mein Freund, laß Dich nicht dadurch abschrecken, wie Dehmel mit Deiner Sprache umgeht. Auch hier ist nur Notwendigkeit, was Dir wie Willkür erscheint.

Seitdem man sich nach Goethe im festen Besitze aller Schönheitsregeln und Schönheitsmittel glaubte, hat man an der Sprache gewaschen und gerieben und geflickt, um sie noch „schöner" zu machen. Bis es soweit gekommen war, daß man von keinem sagen durfte: „er redet wie ein Buch", ohne ihn zu beleidigen. Denn die Volksseele will nichts an ihrer Sprache verschönert wissen, sie will nur immer ihre Sprache haben. Und die entwickelt sich unbewußt wie sie selber und lacht aller ausgedachten sogenannten Schönheit. Sie will sich selbst genügen, dann ist sie schön. Und wer ihr gerecht werden will, hat nichts zu thun, als ihrem Willen zu gehorchen. Ihr Entwicklungswille aber hat nichts gemein mit irgend einer modernen Fortschrittspartei, er faßt Fortschritt wie Rückschritt in sich, er ist der Wille der Allnatur, ein Trieb, kein Zweck, genau so wie das Kulturgewissen.

Und hier hat sich das scharfe Künstlerohr Dehmels ebenso bewiesen wie seine Scharfrichterhand, die unsre verbastelte Schriftsprache beseitigte, um sich aus der lebendigen eine eigene zu formen. Man könnte sagen, die Sprache Dehmels ist die Sprache des täglichen Lebens ins Ursprüngliche vertieft. Lies Dir seine Verse nur einmal laut vor, dann wirst Du's merken. Oder noch besser, lerne sie auswendig! Du wirst Dich wundern, wie leicht Du sie behältst, wie oft sie Dir auf Schritt und Tritt einfallen werden, welchen Reichtum von Lebensbeziehungen sie enthalten.

Unsre landläufigen Begriffe, auch die scheinbar rein gedanklichen, sind ja nichts weiter als abgekürzte Inbegriffe vielfältiger Vorstellungsbilder und Empfindungslaute. Und Dehmels hohe Kunst nun ist es, all diesen abgegriffenen Wendungen, durch gegenseitige Anspielung und Verknüpfung, plastisch wie rhythmisch ihre sinnlichen Reize zurückzugeben und bis in ihre Ursprünge hinein mit neuem Geist zu erfüllen. Darin hat er nur einen Vorgänger gehabt: Friedrich Nietzsche, den Gedankenkünstler. Aber was bei Nietzsche meist schönrednerische Absicht war, das ist bei Dehmel dichterische Unwillkürlichkeit und wirkt daher elementar.

*

Darin liegt seine zukünftige Volkstümlichkeit, so gut wie seine vorläufige Unverständlichkeit. Denn die Menschen, die für Dehmels Geistesart genug gebildet sind, wollen sie nur in ihrer gewohnten Schriftsprache hören; und die andern, denen seine Sprache schon näher liegt, können den geistigen Inhalt noch nicht fassen.

Aber vielleicht ist dem nicht einmal so. Es scheint ein Gesetz zu sein, daß nur der den Schmuck der Einfachheit begreifen kann, der am Überschmuck satt geworden ist. Damit wäre zwar die hohe Kultur des Dehmelschen Künstlertums auf den klarsten Ausdruck gebracht: im Reichtum seiner Einfachheit liegt seine Unverständlichkeit! aber auch sein Publikum vorläufig auf den kleinsten Kreis beschränkt.

Doch eh Du ja dazu sagst, hab ich Dir noch eine nachdenkliche Geschichte zu erzählen. Mein Freund Ernst, der Volksschullehrer, der anfangs auch vor Dehmel stutzig war, las neulich seinen Kleinen das „Märchen vom Maulwurf" vor (aus „Weib und Welt"). Er wollte das Verständnis erproben und verschwieg die Überschrift. Alle Kinder hörten begeistert zu. Vor dem erklärenden Schluß brach er ab und fragte, was das alles wohl bedeute und wer der seltsame Zwergkönig sei? Acht Kinder hoben den Finger. Sie mußten ihr Wort geben, nichts zu sagen. Am andern Tage meldet sich fast die ganze Klasse. Ein jeder mußte nun seine Meinung auf die Schiefertafel schreiben. Und siehe da: weit mehr als die Hälfte der Kinder war zum Verständnis gekommen. Dann las der Lehrer zum Entzücken der selbstthätigen Finder das ganze Märchen noch einmal vor, mit Überschrift und Schluß. Und zum nächsten Tag schrieben die Kleinen einen Aufsatz über das „Märchen vom Maulwurf". — So geschehen zu Elberfeld, Anno Domini 1897.

Nun, mein Freund: wenn die Kinder einer Volksschulklasse Dehmels Sprache verstehen, sollte dann ihre Unverständlichkeit für die Großen nicht an deren Verbildung liegen? Gilt nicht vielleicht auch hier, wie bei allem Echten, das alte Wort: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich kommen!"

Wie, mein Freund? —

Dein Wilhelm Schäfer.



Richard Dehmel.

Nr. 1.

Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Thale,
ein blasser Tag vergeht;
es wird nicht lange dauern mehr,
bis weder Mond noch Sterne,
nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
es dringt kein Dach, kein Hof noch Haus,
kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wandrer graute,
da ging ein Lichtlein auf im Grund,
und aus dem Rauch und Nebel
begann ein leiser Lobgesang
aus Kindermund.

Nr. 2.

Maiwunder.

Maikönig kommt gefahren
in seinem grüngoldnen Wagen
mit Saus und Gesinge.
Seine Zügel sind Sonnenstrahlen,
zwölf große blaue Schmetterlinge
ziehn ihn über Busch und Bach,
daß die weißen Blütenglocken
in seinen Locken
schwingen und springen,
und Hans kuckt ihm nach
und hört sein Lied:
Wer zieht mit? zieht mit?

Kommt das Maienweibchen,
trägt ein weißes Kleidchen,
trägt ein grünes Kränzchen,
sagt zu unserm Hänschen:

Eia, Hans,
komm zum Tanz!
Einen Schritt Frau Nixe,
einen Schritt Herr Nix,
Ringeldireih, Ringeldireih,
Dienerchen,
Knix!

Nr. 3.

Fitzebutze.

Lieber, ßöner Hampelmann,
deine Detta sieht dich an!
Ich bin dhoß und Du bist tlein;
willst du Fitzebutze sein?
Tomm!

Tomm auf Haterns dhoßen Tuhl,
Flitzibutze, Blitzipul!
Hater sagt, man weiß es nicht,
wie man deinen Namen sp'icht.
Pst!

Pst, sagt Hater, Fitzebott
war eimal ein lieber Dott,
der auf einem Tuhle saß
und sebratne Menßen aß.
Hu!

Hu, sei dut, ich bin so klein
und will immer a'tig sein;
Fitzebutze, du bist dhoß,
kleine Detta spaßt sa b'os.
Sa?

Sa, ich bin dir wirklich dut!
Willst du einen neuen Hut?
Klinglingling: wer holt das Band?
Könige aus Mohrenland.
Knicks!

Knix, ich bin F'au Königin,
hab zwei Lippen von Zutterrosin;
Fitzebutze, sieh mal an,
sieh, wie Detta tanzen kann!
Hoppß!

Hopßa, hopßa, hopßassa:
Königin von Af'ika!
Fitzelfutze, Butzebein,
wann soll unse Hochzeit sein?
Du!

Du! mein kleiner lieber Dott!
Du?! sonst deh ich wieder fo't!
Ach, du dummer Hampelmann,
siehst ja Detta darnicht an!
Marsch!

Nr. 4.

Befreit.

Du wirst nicht weinen. Leise, leise
wirst du lächeln; und wie zur Reise
geb ich dir Blick und Kuß zurück.
Unsre lieben vier Wände! Du hast sie bereitet,
ich habe sie dir zur Welt geweitet —
o Glück!

Dann wirst du heiß meine Hände fassen,
und wirst mir deine Seele lassen,
läßt unsern Kindern mich zurück.
Du schenktest mir dein ganzes Leben,
ich will es ihnen wiedergeben —
o Glück!

Es wird sehr bald sein, wir wissen's Beide,
wir haben einander befreit vom Leide,
so geb'ich dich der Welt zurück.
Dann wirst du mir nur noch im Traum erscheinen
und mich segnen und mit mir weinen —
o Glück!

Nr. 5.

VENUS REGINA.

Tout est renaissance de l'Amour, mon âme!

Ich träumte, und ich wußte, daß ich träume;
ich träumte, eine Fürstin sei gestorben.
Barhäuptig, nur ein spärliches Gefolge
von Trauernden, so stehn wir auserwählt
in einem grauen Raume, dumpf beengt
vom düstern Kreis der alten Sandsteinsäulen,
vom Balsamdufte, den die Tote atmet.
Am Sarkophage, der von Eisen ist,
steht der gebeugte Fürst; von oben stiebt
ein fahles Licht in die Rotunde, streift
sein jugendliches Haar, den Sarg, und flimmert
zu seinen Füßen in der offnen Gruft.
Der Fürst weint. Seine Thränen, einzeln, langsam,
zerblitzen auf dem Eisenrand der Truhe,
der Stein des Bodens saugt die Tropfen ein.
Und auf der Truhe les'ich wie im Traum,
nein nicht, ich träume nicht, ich lese deutlich
in großen, grauen, eisernen Buchstaben:
REGINA MORTUA ET SEMPITERNA —

seltsam: die tote, ewig lebende,
die Herrscherin. Ich habe ein Gefühl:
der Fürst hat seine Gattin sehr geliebt!
Ich höre staunend, wie wir Alle singen,
ich selbst mitsingend:

Selig trauern
Edle um ein edles Leben.
Nie verliert sich, was gewesen;
wenn du deines Grams genesen,
wird in Sehnsucht, wird in Schauern
dir dein Wesen
das Verlorne wiedergeben.

Jetzt hat der junge Fürst sich aufgerichtet.
Er wendet sich. Es ist ein Kaiser. Ja:
ich träume nicht: es ist der Deutsche Kaiser,
im Krönungskleide steht er. Nein: es ist:
ich träume doch wohl? ja, du bist mein Freund,
mein einst in Lumpen umgekommner Freund,
in Schuld und Schande — jetzt ein Kaiser — nein:
ich träume nicht: ich selbst, Ich bin der Fürst.
Ich winke. Meine Edeln nahn und heben
und senken mir mein Liebstes in die Gruft.
Ich höre die gestrafften Seile gleiten,
ich stehe abgewandt, ich weine nicht,

nur selbst mit Hand anlegen konnt ich nicht,
nur nicht es sehn, nur diesen Balsamduft
nicht riechen mehr — o singt! singt mir das Lied,
ich kann dies marternde Geräusch nicht hören,
ich will nicht schluchzen! und im Chore schluchz'ich,
schluchzt das Gewölbe:

Selig preisen
Freie ein befreites Wesen.
Was lebendig ist, will leben;
lerne mit den Geistern schweben!
Wenn sie dich aus deinen Kreisen
mit sich heben,
bist du deines Grams genesen.

Und ich beherrsche mich. Mein Herz verlangt
nach Licht. Und während hinter mir gedämpft
die dunkle Halle tönt, tret'ich ins Freie,
taumle: der blaue Mittagshimmel drückt mir
blendend die Augen zu, betäubend stürmt ein
vieltausendstimmiger Jubel in mein Ohr,
der Atem stockt mir, ich erinnre mich,
ich kann jetzt sehn, es ist mein jubelnd Volk,
ich habe gestern ein Edikt erlassen
„Mein Volk soll fröhlich seine Toten ehren!"
so wollte sie's — und wieder stürmt der Jubel.

Sie feiern Frühling. In Terrassen leuchtet,
vom Glitzergrün der Wipfel übersät,
ein weiter Park von Linden unter mir.
Ich steige nieder. Durch das schwärzliche
Gewirr der Äste glänzt das Festgewühl,
flimmern die Wiesen her. Von weißen Tauben
scheint alles Laub durchschwirrt; ein Maigeruch
bewegt die warme Luft und macht sie köstlich.
Doch Tauben fliegen nicht so wellenlinig —
nein, Blütenquirle! Blüten weißen Flieders,
ein Meer von weißen Fliederblüten quirlt
zwischen dem Menschenjubel. Ich erkenne:
sie fassen, sie verlassen sich im Reigen,
im Reigen reichen sie die Blütenzweige
sich dar, und dem Geruch zuschreitend seh ich:
sie sind ganz nackt! Nein: ihre Glieder atmen
ein Licht aus, das sie einhüllt wie ein Schleier
durchsichtig dicht, um Hals und Handgelenke
schimmern Geschmeide, ihre Schultern schmücken
zartzarte Flügel wie von märchengroßen
Tagschmetterlingen oder Blumenblättern,
und wer in Blondhaar geht, hat blauen Schmelz,
wer braun ist, feuerroten — nirgends Schwarz.
So tanzt mein Volk und schwingt die Fliederzweige
und ehrt den Willen Meiner Lieben Frau
und sieht mich schreiten, wie im Traume schreit' ich,

und Jeder jubelt, und auf einem Rasen
sprudelt ein Brunnen, den ein Schwarm von Mädchen
singend umwandelt:

Tröstliche Lüfte
halten im Tode Leben verborgen.
Wissen macht Sorgen.
Wenn er sich drückte an meine Brüste,
wenn er mich küßte,
wußten wir nichts von gestern und morgen.

Mein Krönungskleid beengt mich. Eine Wärme
strahlt wärmer als der Himmel aus dem nackten
Geleucht der Jünglinge und Mädchen — seltsam:
von Schaar zu Schaar beschau ich mir mein Volk,
es sind nur jugendliche Menschen da.
Von Plan zu Plan sucht mein besorgtes Herz:
auch für die Alten ist doch Frühling! aber
die Alten, seh ich, sind zu Haus geblieben,
sie murren wohl im Zwielicht ihrer Stuben,
sie kennen nicht mein kaiserliches Herz.
O, meine Jünglinge, singt lauter! ihr,
ihr ehrt den Willen Meiner Lieben Frau —
o lauter! Und das Laub der Linden bebt
vom Chor der Männer:

Lust ist Verschwenden,
leben heißt lachen mit blutenden Wunden,
Jahre sind Stunden.
Wenn sie an meinen beseligten Lenden
schien zu verenden,
hielten wir Höllen mit Himmeln verbunden.

Und immer wärmender wird ihr Geleucht
und immer drückender mein Krönungskleid,
es brennt mich schon, ich werde rasten müssen;
ich will das Fest verlassen! Schon zerfließt
das Spiel der bunten Flügel fern im Grünen,
die Schultern schmerzen mir, der Park scheint endlos.
Die Bäume werden dichter, werden Wald;
ich komme in ein Thal von alten Birken,
ich atme auf. Hier dringt der helle Jubel
nur noch wie heiliges Wipfelbrausen her,
kaum lauter als der Quell, der meinen Schatten
murmelnd begleitet. Tiefer sinkt das Thal
und biegt um einen Vorsprung, und der Quell
zerrieselt im Geröll zu Silberfäden,
die wie ein Lied — nein: eine Stimme klingt,
das Thal wird Schlucht, ein Strudel blinkert unten,
die Birken streuen ihre Schatten drauf,
ein Brückensteg, — und am Geländer lehnen,

von Sonnenlichtern überdämmert, zwei
der nackten Mädchen. Singend läßt die Blonde
ihr Haar vom Wasserstaub besprühn, ich horche,
ich bebe — träum ich denn? sie sieht mich, Beide
sehn mich und singen:

Warum beben?
Nur im Herzen ist es dunkel.
Was die Tiefen uns gegeben,
auszuleben,
mahnt des Baches Quellgefunkel.

Nein, nicht Traum! nein: mein süßer Schreck ist Leben,
und ihre Stimmen leben, Beide lebt ihr!
Du aber, Du da mit den Himmelsfarben,
du hast die Stimme Meiner Lieben Frau,
du sollst mein Trost sein, wie sie mir verhieß!
Ja, sie erwartet mich; sie winkt; sie kommt.
Ich sehe, wie der Schimmer ihrer Brüste
zwischen den Birken auftaucht und verschwindet.
Schon hebt sich deutlich von den weißen Stämmen
ihr Hals ab, ihr Türkisenschmuck und Arm,
ihr Gang, und der Rubinenschmuck der Andern.
Wie Atemzüge höht und senkt sich sacht
der Flügel Himmelsblau und Höllenrot.
Schon kann ich ihre Augenlichter sehn,

und seh sie, sehe sie, und wieder schießt mir
der süße Schreck vom Herzen in die Schläfen,
denn Du da, Du da mit den braunen Augen,
du hast die Augen Meiner Lieben Frau,
du sollst der Trost sein, den sie mir verhieß!
Jetzt haben sie sich Hand in Hand gefaßt;
sie bleiben stehn; sie winken mich heran,
hinab! hin! ich! Sie fliehn; ich keuche schon.
Sie schwimmen durch den Bach ans andre Ufer.
In meinem Krönungskleide breit' ich ihnen
die Arme nach, ihr helles Lachen klingt,
sie stehn und singen:

Kannst du schweben?
Aus dem Thal der Einsamkeiten,
wo die Kräfte sich erheben,
lockt das Leben
selig heimwärts die befreiten.

Sie wenden sich, sie wollen mich verlassen,
wieder hinauf die Schlucht, zurück zum Fest.
Sie brechen Zweige vom Gebüsch, sie kränzen
im Gehn ihr Haar damit — o bleibt doch! wartet!
ich kann nicht nach so schnell! der Wassersturz!
die Brücke liegt zu weit! mein Krönungskleid,
mein schweres Krönungskleid! o wartet doch,

ich werf es ab! da liegt es! O wie leicht
atmet der nackte Mensch! — Das Wasser schäumt mir
um Brust und Schultern; ich bin drüben; ich
erreiche euch! Sie flüchten. Ich bin schneller.
Ich höre hinter mir ein Schwirren: ich
bin auch beflügelt. Sausend, doppelfarbig,
aus Himmelsblau und Höllenrot geflammt,
treibt mich mein Schwingenpaar der Blonden zu;
ich halte sie. Ich — Beide muß ich haben,
dich mit den braunen Augen will ich noch!
Jetzt! Nein. Die Blonde ist entschlüpft. Sie jauchzen.
Sie reichen sich die Hände. Jubelrufe
begrüßen unsre Jagd; Gesang; ein Reigen
tanzt blütenschwingend uns vom Fest entgegen.
Jetzt: zwischen meinen Fingerspitzen, jetzt,
hier braun, hier blond, ihr fliegendes Haar — und jetzt:
ich halte Beide . . . ach . . . ich bin erwacht.

Nr. 6.

Toilette.

Aber komm mir nicht im langen Kleid,
komm gelaufen, daß die Funken stieben,
beide Arme offen und bereit!
Auf mein Schloß führt keine Galatreppe,
über Berge geht's, reiß ab die Schleppe,
nur mit kurzen Röcken kann man lieben!

Stell dich nicht erst vor den Spiegel groß,
einsam ist die Nacht in meinem Walde,
und am schönsten bist du blaß und bloß,
nur beglänzt vom schwachen Licht der Sterne,
trotzig bellt ein Rehbock in der Ferne
und ein Kuckuck lacht in meinem Walde.

Wie dein Ohr brennt, wie dein Mieder drückt,
rasch, reiß auf, du atmest mit Beschwerde,
o wie hüpft dein Herzchen nun beglückt!
Komm, ich trage dich, du wildes Wunder:
wie dich Gott gemacht hat! weg den Plunder!
und dein Brautbett ist die ganze Erde.

Nr. 7.

Aus banger Brust.

Die Rosen leuchten immer noch,
die dunkeln Blätter zittern sacht,
ich bin im Grase aufgewacht,
o kämst du doch,
es ist so tiefe Mitternacht.

Den Mond verdeckt das Gartenthor,
sein Licht fließt über in den See,
die Weiden stehn so still empor,
mein Nacken wühlt im feuchten Klee;
so liebt'ich dich noch nie zuvor!

So hab'ich es noch nie gewußt,
so oft ich deinen Hals umschloß
und blind dein Innerstes genoß,
warum du so aus banger Brust
aufstöhntest, wenn ich überfloß.

O jetzt, o hättest du gesehn,
wie dort das Glühwurmpärchen kroch!
Ich will nie wieder von dir gehn!
O kämst du doch!
Die Rosen leuchten immer noch.

Nr. 8.

Unsre Stunde.

Es dunkelt schon; komm, geh nach Haus,
komm! Das Kastanien-Blattgewühl
streckt sich wie Krallen nach uns aus.
Es ist zu einsam hier, zu schwül
für uns.

Denn sieh: die Linien deiner Hand,
sieh, sind den meinen viel zu gleich.
Du schienst mir plötzlich so verwandt,
so vorbekannt,
vielleicht aus einem andern Reich.

Ich hatt'ne Schwester, die ist tot.
Sei nicht so stumm, als wärst du taub!
Die Abendwolke dampft so rot
durchs junge Laub,
als ob sie uns Blutschande droht.

Horch! Ja, so wild und unverwandt,
wie jetzt die Nachtigal da schlug,
zittert dein Herz in meiner Hand.
Wir wissen es; das ist genug
für uns.

Nr. 9.

Entladung.

Ich kam mit meinem Alpenstocke
und offner Brust vom Berg geschlendert,
begegnet mir im Ordensrocke
ein Zug von Nonnen, grau bebändert,
zehn schwarze Paare.

Den Blick zu Boden, steif und stumm,
so kamen sie dahergestiegen,
ich seh die Thäler ringsherum
in leichenhaftem Glanze liegen,
Gewitter drohte.

Fern unten, wo noch Sonne gährte,
Zog durch den wolkendunkeln See
ein Dampfschiff seine blanke Fährte,
und Tücher winken hell Ade;
ich schau nach Oben.

Wie sieht die Bergwand düster aus!
ein greller Kirchturm steht davor
und fordert frech den Blitz heraus;
die Tannen sträuben sich empor
wie Warnungszeichen.

Und herrisch kommt der Wind gesaust,
die Straße lang, mit Staub und Frische,
und nimmt die Birken in die Faust
und schüttelt sie wie Flederwische;
es donnert schon.

Die keuschen Ordensröcke stieben;
nur rasch vorbei, ihr armen Schwestern!
ihr dürft nur tote Heilige lieben;
rasch! eure stumpfen Blicke lästern
Natur und Leben.

Ah: wie die Gletscherkanten glühn!
vom Dampfer hör'ich Juchzer klingen;
der Regen klatscht ins wilde Grün,
und mit dem Wirbelwinde ringen
zwanzig Nonnenwaden.

Da hob ich meine Alpenstange
und schlug ein Kreuz auf ihren Trott
und lachte laut und lachte lange
und herzlich herzlos wie ein Gott —
sie hörten's.

Nr. 10.

Die Harfe.

Unruhig steht der hohe Kiefernforst,
die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen,
lautlos und hastig ziehn die Krähn zu Horst,
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen,
und dumpfer tönt mein Schritt.

Hier über diese Hügel ging ich schon,
als ich noch nicht den Sturm der Sehnsucht kannte,
noch nicht bei euerm urweltlichen Ton
die Arme hob und ins Erhabne spannte,
ihr dunkeln Riesen rings.

In großen Zwischenräumen, kaum bewegt,
erheben sich die graugewordnen Schäfte;
durch ihre grüngebliebnen Kronen fegt
die Wucht der lauten und verhaltnen Kräfte
wie damals.

Und Eine steht, wie eines Erdgotts Hand
in fünf gewaltige Finger hochgespalten,
die glänzt noch goldbraun bis zum Wurzelstand
und langt noch höher als die starren alten
einsamen Stämme.

Durch die fünf Finger geht ein zäher Kampf,
als wollten sie sich aneinanderzwängen,
durch ihre Kuppen wühlt und spielt ein Krampf,
als rissen sie mit Inbrunst an den Strängen
einer verwunschnen Harfe.

Und von der Harfe kommt ein Himmelston
und pflanzt sich mächtig fort von Ost nach Westen,
den kenn ich tief seit meiner Jugend schon,
dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen:
komm, Sturm, erhöre mich!

Wie hab ich mich nach einer Hand gesehnt,
die mächtig ganz in meine würde passen!
Wie hab ich mir die Finger wundgedehnt!
die ganze Hand, die konnte Niemand fassen!
Da ballt' ich wüst die Faust.

Ich habe mit Wollüsten jeder Art
mich zwischen Gott und Tier herumgetrieben:
ich steh, und schmerzhaft reiß ich mir den Bart:
nur Eine Wollust ist mir treu geblieben:
zur ganzen Welt.

Komm, Sturm der Allmacht, schüttel den starren Forst,
schüttelst auch mich, du urweltliches Treiben,
in scheuen Haufen ziehn die Krähn zu Horst,
gieb mir die Kraft, Einsam zu bleiben,
Welt!

Nr. 11.

Lied an meinen Sohn.

Der Sturm behorcht mein Vaterhaus,
mein Herz klopft in die Nacht hinaus,
laut; so erwacht' ich vom Gebraus
des Forstes schon als Kind.
Mein junger Sohn, hör zu, hör zu:
in deine ferne Wiegenruh
stöhnt meine Worte dir im Traum der Wind.

Einst hab ich auch im Schlaf gelacht,
mein Sohn, und bin nicht aufgewacht
vom Sturm; bis eine graue Nacht
wie heute kam.
Dumpf brandet heut im Forst der Föhn,
wie damals, wenn ich sein Getön
vor Furcht wie meines Vaters Wort vernahm.

Horch, wie der knospige Wipfelsaum
sich sträubt, sich beugt, von Baum zu Baum;
mein Sohn, in deinen Wiegentraum

zornlacht der Sturm, hör zu, hör zu!
Er hat sich nie vor Furcht gebeugt,
horch, wie er durch die Kronen keucht:
sei Du! sei Du!

Und wenn dir einst von Sohnespflicht,
mein Sohn, dein alter Vater spricht,
gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht:
horch, wie der Föhn im Forst den Frühling braut!
Horch, er bestürmt mein Vaterhaus,
mein Herz tönt in die Nacht hinaus,
laut . . .

Nr. 12.

Geheimnis.

In die dunkle Bergschlucht
kehrt der Mond zurück.
Eine Stimme singt am Wassersturz:
O Geliebtes,
deine höchste Wonne
und dein tiefster Schmerz
sind mein Glück —

Nr. 13.

Enthüllung.

Du sollst nicht dulden, daß dein Schmerz dich knechte,
du bist so gern vor Freude wild!
Komm vor den Spiegel — — O wie schwillt
dein düstres Haar, wie lebt dein Bild,
wie blüht dein Mund — als wenn durch Nächte
der Blitze bläuliches Geflechte,
der Honigduft der roten Disteln quillt!

Dein weißes Kleid ist wie zum Hohne
mit türkischen Märchenblumen toll durchzackt.
Ich träume dich auf schwarzem Throne.
Du bist verschleiert bis zur Krone.
Doch wärst du keusch wie Magelone:
wir Träumer sehen alles nackt!

Gieb her, gieb her den Trauerschleier,
ich reiß ihn lachend dir entzwei,
ich bin dein Einziger, dein Befreier,
dein Herr — was starrst du so ins Feuer,
so schmerzhaft — — O verzeih! Verzeih!

Nr. 14.

Eines Tages.

Morgen.

Auf, mein schwarzer Zaubrer, auf,
eile, spinne Gold, es tagt,
schmücke deine stolze Magd!
Laß die Strahlen nicht verwittern,
die vom Morgensterne splittern!
Heute Mittag muß die Erde
sich entzücken am Geschnauf
deiner wilden Siegespferde —
auf, mein goldner Zaubrer, auf!

Laß mich träumen, Zauberin,
sprich mir nicht vom Tag der Schlacht;
nimm die Strahlen, spinn sie, spinn.
Mich verstört das Marktgepränge,
wo die Erze vor der Menge
zur verstaubten Sonne dröhnen.
Überirdisch ist die Nacht,
wo die heiligen Gesänge
meiner sieben Schlangen tönen;
sprich mir nicht vom Tag der Schlacht,
laß uns träumen, Zauberin —
nimm den ganzen Himmel hin . . .

Mittag.

Aber jetzt, mein Held, mein Sieger,
komm, mein König, komm, mein Krieger,
gieb dich nicht den Gaffern preis!
Wirf sie weg, die blanken Bälle,
die so kalt, so gläsern klingen
und vor Hitze fast zerspringen;
führe mich an eine Quelle,
dies Getümmel riecht nach Schweiß!
Komm, was stehst du bei den Leuten,
du ermattest nur im Schwarm,
und bis Abend muß dein Arm
noch ein drittes Reich erbeuten!

Königin, du störst mein Spiel.
Auf mein Volk herabzusehen,
wahrlich, das war nicht mein Ziel
Schau: in diesem kleinen Ball,.
weiß man ihn nur recht zu drehen
und das wird man bald verstehen,
spiegelt sich das große All.
Spiele mit! Komm, Siegerin,
nimm den ganzen Erdball hin . .

Abend.

Ist das nicht das Dritte Reich?
ach, mein grauer Pilger, säume!
Bannt dich nicht der dunkle Teich,
über den die Lilienbäume
ihren süßen Atem breiten?
Und schon naht der Elefant,
drauf der Buddha Ewigkeiten
über unsre Seelen spannt.
Ja, mein Pilger: spiele! träume!

Pilgerin, mir kommt ein Bangen;
siehst du nicht im bunten Laube
jene großen Schlangen hangen,
die mir fremd sind? und ich glaube,
daß sie Träumern Unheil brüten.
Ahnst du nicht, wonach ich suche?
nicht nach üppigem Geruche;
laß uns wachen, Pilgerin.
Brich dir eine dieser Blüten,
und, im Haar die weiße Blume,
folge mir zum Heiligtume,
nimm die Ewigkeit da hin . . .

Nacht.

Willst du mich denn nie erhören?
nennst du dazu mich die Deine,
um mich langsam zu zerstören?
Ich zerfalle fast in Stücke;
wohin führt nun diese Brücke,
die der Mond in Schatten legt?
Immer neue Meilensteine!
ich bin müde! mich bewegt
keine Liebe mehr zum Ruhme,
auch zu keinem Heiligtume,
nimm mir aus dem Haar die Blume —
sieh, mein Einziger, ich weine.

Weine, weine, wein es aus,
o nun darf ich mich dir beugen,
Weib, dort schimmert unser Haus.
Hinter jener hellen Scheibe,
nur noch Seele, nur noch Sinn,
die du bist und der ich bin,
werden wir mit nacktem Leibe
einen neuen Menschen zeugen —
o du Meine, nimm mich hin!

Nr. 15.

Das Trinklied.

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
trinkt, bis die Seele überläuft,
Wein her, trinkt!
Seht doch, wie rot die Sonne lacht,
die dort in ihrem Blut ersäuft;
Glas hoch, singt!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
dagloni gleia glühlala!
Klingklang, seht: schon knicken die Reben,
aber sie haben uns Trauben gegeben!
Hei! —

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
im blassen Strome ruckt und blinzt
ein Geglüh.
Der rote Mond ist aufgewacht,
da luckt er übern Berg und grinst:
Sonne, hüh!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
Mund auf, lacht! das klingt zwar sündlich,
klingklang, sündlich! aber eben:
trinken und lachen kann man blos mündlich!
Hüh! —

Noch eine Stunde, dann ist Nacht;
wächst übern Strom ein Brückenjoch,
hoch, o hoch.
Ein Reiter kommt, die Brücke kracht;
saht ihr den schwarzen Reiter noch?
Dreimal hoch!!!
Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben,
dagloni, Scherben, klirrlala!
Klingklang: neues Glas! trinkt! wir schweben
über dem Leben, an dem wir kleben.
Hoch! —

Nr. 16.

Ein Heine-Denkmal.

Ich danke dir, Bildhauer, daß du dich
für deinen Fürsten noch bemühn willst; bitte,
nimm Platz! — Du weißt, ich bin der Krone müde,
zu Neujahr geb'ich sie dem Volk zurück,
es mag versuchen, selbst sich zu beherrschen,
mir ist es teils zu reif und teils zu schlecht.
Mein Hingang aber soll mein Volk und mich
noch Einmal in beglückter Ehrfurcht einen
und unsern Enkeln eine Ehrfurcht bleiben
durch ein Geschenk fürstlicher Menschenliebe;
dazu entbot ich dich.

Ich weiß, dich drängt dein großes Lebenswerk:
„der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwachend."
Ich danke dir, daß Mein Gesuch dir vorgeht.
So höre, was ich ausgesonnen habe,
du bist der Einzige, der es schaffen kann:
ein Denkmal für Herrn Heinrich Heine.

Erlaube, daß ich uns das Fenster öffne;
der Märzgeruch der Großstadt thut mir wohl.

Dort auf dem Platze vor der Kathedrale
möcht ich das Denkmal aufgerichtet sehn,
mitten im Kranz der Linden.

Da soll er sitzen, wie er wirklich war,
der kranke Jude und der große Künstler,
der unsre Muttersprache mächtiger sprach
als alle deutschen Müller's oder Schultze's.
Verziere reich mit Gold den Krankenstuhl,
bunt soll das Denkmal sein, ein Schmaus den Sinnen!
Fußdecke, Rock, Symbole, alles Beiwerk
soll sich in dunklen Tönen unterhalten,
von ungewissen Lichtern überlacht;
aus dem gedämpften Rot und Grün der Broncen,
aus Porphyr, Syenit, Basalt und Schiefer
soll marmorklar nur sein Gesicht herleuchten
und seine blassen Dichterhände.

Und rück ihn nicht zu hoch vom Boden weg,
nicht in die Luft, damit ihm Volk und Erde
nah bleiben, wie es großen Künstlern lieb ist.
Nur eine einzige Stufe von Granit,
in mächtigem Geviert, gieb ihm als Sockel,
daß man sein Lächeln deutlich sehen kann,
dies müde Lächeln des getauften Juden,
mit dem er sich nach neuer Liebe sehnt,

dies bittre Lächeln, das zu sagen scheint:
O Moses, du gefällst mir nicht,
du bist mir überflüssig,
und dein vergrämtes Angesicht
ist längst mir überdrüssig.

Zu seinen Füßen aber laß — nein, so:
in seine Linke gieb ihm einen Stock
und eine himmelblaue Schellenkappe!
und links zu Füßen des getauften Juden
und lüstern in die Lüfte schnüffelnd hockt
— ich schlage vor, aus rheinischem Eisenquarz —
ein fettes Schwein, das echte deutsche Hausschwein.
Mach mir dies Schwein ja wahrhaft wahr und schön,
wie's dieser große Künstler wert ist; und
vergiß mir auch die Borsten nicht!

Und rechts zu Füßen dieses großen Künstlers
laß einen flügelstolzen Greifen liegen,
mager, die Geiernase möglichst krumm,
den edeln Pantherleib zum Sprung gereckt.
Ich sehe, wie des Dichters blasse Rechte
liebkosend nach dem stählern hochgeschwungnen,
dem nordseegrauen Flügelpaare tastet,
ich sehe seinen meerblau stillen Blick,
die dunklen Amethysten der Pupillen,

in sich gekehrt, heimkehrend aus der Ferne,
er träumt ein Lied.

Über die finstern Furchen der Nordsee,
über die fliehenden Schäume her
sieht er ihn kommen,
seinen Ahnherrn Ahasver:
er sucht den Messias.
Der Wind jagt seinen Bart,
morgendlich funkelt ein Strand;
seit Jahrtausenden so — der arme Alte —
sucht er den Tod.
Plötzlich spei'n ihm alle Wellen Blut,
fern am Strand sitzt Einer, der reckt sich,
jünglingshoch,
und blickt und lacht, blickt in die Sonne:
der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwacht.
Und Ahasver schreit auf,
daß sein Schrei die Möven vor ihm herschreckt
über das blutrot spritzende Wasser,
und ans Land stürzt er und bricht zusammen
und Jahrtausende schluchzen
dem erstaunten Michel ins dumme Herz:
Mein Heiland Du,
mein heimlich erstandener
Herr Israels!

Hinten aber auf den Dühnen steht
mit verwunderten Mienen
das versammelte deutsche Publikum,
den Sonnenaufgang erwartend,
Christen=und=Judenpöbel,
und Jemand sagt:
Ja, Herr Geheimrat von Schultze,
davon ahnten sie nichts! —

So bilde mir, mein Freund, den Blick des Dichters.
Und hinter seinen goldnen Krankenstuhl
stell auf die rechte Seite einen Greis,
zerlumpt, ins Knie gebrochen, arbeitskrüpplig,
der seinem Enkel eine Krone aufsetzt
und seine marmorn blühende Nacktheit segnet;
nimm Meine Krone als Modell!

Links aber hinter seinen Krankenstuhl,
das Schwein des Vordergrundes überragend,
setz auf die Sockelstufe eine Jungfrau,
im Myrthenkranz, im Silberschleier, bräutlich,
o bräutlich, wie es nur der Deutsche träumt,
die soll nachsichtig einem Affen wehren,
der grinsend, mit unzüchtiger Geberde,
dem Dichter in den Rücken glotzt.

Mach mir den Affen ja schön wahr und schön,
wie's dieses großen Künstlers würdig ist,
dann gieb ihm braune Augen, wie dem Greise,
dem Knaben aber und der Jungfrau blaue,
wie sie der große Künstler selber hatte,
doch so von Dir, Bildhauer, deutsch verklärt,
daß ich den kranken Dichter stammeln höre:
O Venus, alte Frau Sünderin,
verneige dich der Reinen,
o könnt ich noch mit Kindersinn
zu ihren Füßen weinen! —

So, Freund und Herr, möcht ich das Denkmal haben,
so, Meister, bis ins Kleinste lebensgroß
das Einzelne, — das Ganze aber so,
daß uns der Schauder ängstigt und beglückt
vor unsrer menschlichen Tiergöttlichkeit.
Dann um Das Alles, wie um einen Friedhof,
zieh mir ein schmiedeeisern Gitterwerk
von hohen Lilien, deren Blütenköpfe
ein Dornenkranzgewinde eint.

Und eile dich mit deiner Arbeit, Freund,
schon weil dein großes Lebenswerk dich drängt,
der deutsche Michel, aus dem Schlaf erwachend";
sonst schilt mich noch das deutsche Publikum.

Nimm dir Gehilfen nach Belieben! horch,
der Märzsturm braust vom Turm der Kathedrale;
wenn der Dezemberreif die Linden schmückt,
möcht ich das Werk vollendet sehn, ich will's
dem deutschen Volk zu Weihnachten bescheren.
Leb wohl, mein Künstler!

Nr. 17.

Anno Domini 1812.

Über Rußlands Leichenwüstenei
faltet hoch die Nacht die blassen Hände;
funkeläugig durch die weiße, weite,
kalte Stille starrt die Nacht und lauscht.
Heiser kommt ein Geläute.

Dumpf ein Stampfen von Hufen, fahl flatternder Reif,
ein Schlitten knirscht, die Kufe pflügt
stiebende Furchen, die Peitsche pfeift,
es dampfen die Pferde, Atem fliegt;
flimmernd zittern die Birken.

„Du, was hörtest du von — Bonaparte!"
Und der Bauer horcht und will's nicht glauben,
daß da hinter ihm der steinern starre
Fremdling mit den harten Lippen
Worte so voll Trauer sprach.

Antwort sucht der Alte, sucht und stockt,
stockt und staunt mit frommer Furchtgeberde:
aus dem Wolkensaum der Erde,
brandrot aus dem schwarzen Saum
taucht das Horn des Mondes hoch.

Düster wie von Blutschnee glimmt die lange Straße,
wie von Blutfrost perlt es in den Birken,
wie von Blut umtropft sitzt Der im Schlitten.
„Mensch, was sagt man von dem großen Kaiser!“
Düster schrillt das Geläute.

Die Glocken rasseln, es klingt, es klagt,
der Bauer horcht, hohl rauscht's im Schnee,
und schwer nun, feiervoll und sacht,
wie uralt Lied so dumpf und weh
tönt sein Wort ins Öde:

„Stolz am Himmel stand die schwarze Wolke,
fressen wollte sie den heiligen Mond,
Doch der heilige Mond steht noch am Himmel
und zerstoben ist die schwarze Wolke.
Volk, was weinst du?

„Trieb ein großer, kalter Sturm die Wolke,
fressen sollte sie die stillen Sterne,
aber ewig blühn die stillen Sterne,
nur die Wolke hat der Sturm zerrissen,
und den Sturm verschlingt die Ferne.

„Und es war ein stolzes schwarzes Heer,
und es war ein großer kalter Kaiser;

aber unser Mütterchen das heilige Rußland
hat viel tausend tausend stille warme Herzen,
ewig, ewig blüht das Volk!"

Hohl verschluckt der Mund der Nacht die Laute,
dumpfhin rauschen die Hufe, die Glocken wimmern;
auf den kahlen Birken flimmert
rot der Reif, der mondbetaute.
Den Kaiser schauert.

Durch die leere Ebne irrt sein Blick:
über Rußlands Leichenwüstenei
faltet hoch die Nacht die blassen Hände,
hängt der trübe, dunkelrote Mond,
eine blutige Sichel Gottes.

Nr. 18.

Der Arbeitsmann.

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind,
mein Weib!
Wir haben auch Arbeit, und gar zuzweit,
und haben die Sonne und Regen und Wind,
und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Wenn wir Sonntags durch die Felder gehn,
mein Kind,
und über den Ähren weit und breit
das blaue Schwalbenvolk blitzen sehn,
o dann fehlt uns nicht das bischen Kleid,
um so schön zu sein, wie die Vögel sind:
nur Zeit.

Nur Zeit! wir wittern Gewitterwind,
wir Volk.
Nur eine kleine Ewigkeit;
uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,
als all das, was durch uns gedeiht,
um so froh zu sein, wie die Vögel sind.
Nur Zeit!

Nr. 19.

Erntelied.

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
viel Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,
viel arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schooß,
und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Wind die Felder rein,
es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle!

Nr. 20.

Nacht für Nacht.

Still, es ist ein Tag verflossen,
deine Augen sind geschlossen,
deine Hände, schwer wie Blei,
liegen dir so drückend ferne,
um dein Bette schweben Sterne,
dicht an dir vorbei.

Still, sie weiten dir die Wände:
gieb uns her die schweren Hände,
sieh, der dunkle Himmel weicht,
deine Augen sind geschlossen,
still, du hast den Tag genossen,
dir wird leicht.

Übersicht der Briefseiten,

auf denen die einzelnen Gedichte besprochen sind:

